

gen, desto mehr Geld gab es obendrein, den sogenannten Leistungslohn. Wir verdienten gut, und wir machten Gewinn – Kindergärten, Schulen oder Wohnungen wurden davon gebaut.

### *Zu heiß*

»Sind Sie Helga Freyer?«

Zwei Männer stehen in unserer Küche. Sie haben schwarze Mäntel an und schwarze Schlapphüte auf.

Mutter nickt Oma zu. »Warum geht ihr nicht in den Speicher und sortiert Kartoffeln? Ich komme gleich nach.«

Meine Schwester Klara und ich saßen vor dem Ofen und kämmten die Wollhaare unserer Puppen. Ich war neun Jahre alt, damals, im April 1953. Oma zupfte mich und meine Schwester an den Ärmeln. Wir folgten ihr in den Flur. Ich ahnte, die Männer waren aus keinem guten Grund gekommen, so finster wie sie blickten, so streng wie sie sprachen.

Wir gingen nicht zum Speicher. Wir schlichen zu der Tür, die Flur und Küche trennte. Oma setzte sich auf einen Schemel. Ich preßte mein Ohr ans Holz und hörte Mutter sagen: »Wir haben fast 20 Hektar Land, mehrere Scheunen, den Speicher, die Ställe. Glauben Sie, da weiß ich immer, wo mein Mann ist? In einer Stunde ist Mittag, da kommt er hierher.«

Durchs Schlüsselloch sah ich, wie der Größere der beiden seinen Hut abnahm. »Sie scheinen

nicht richtig verstanden zu haben – wir wollen, daß Ihr Mann, Herrmann Freyer, herkommt – und zwar sofort!«

Der Mann hatte geschrien. Oma zuckte zusammen und strich meiner Schwester hastig über den Kopf. Ich sah durchs Schlüsselloch, wie meine Mutter das Messer, mit dem sie die Kartoffeln schälte, auf den Tisch legte und die Hände an der Schürze abwischte.

»Ich will versuchen, ihn zu finden.«

»Hans, geh' mit. Ich warte hier«, sagte der Größere.

Der Dicke packte meine Mutter an der Schulter und ging mit ihr auf den Hof. Oma und ich schauten durchs Flurfenster. Vor der Tür stand ein Wagen. Groß, schwarz lackiert. Ein dritter Mann lehnte dagegen. »Soll ich helfen?«, fragte er, als er meine Mutter und »Hans« kommen sah.

Der zeigte eine Reihe gelber Zähne und schob meine Mutter in Richtung zum Hühnerstall.

Aus der Schürze kramte Oma ein zerknülltes Taschentuch und tupfte sich damit die Stirn. »Wollen doch mal sehen, ob wir denen nicht beikommen.«

Sie befahl mir: »Du läufst zu Onkel Joachim. Er ist im Maisfeld. Am besten gehst du durch die Hintertür.«

Bevor sie mich losrennen ließ, steckte sie den Kopf aus der Tür. Niemand war in der Nähe. Sie faßte meine Hände. »Lauf' schnell. Dreh' dich nicht um und halt' erst an, wenn du Onkel Joa-

chim gefunden hast. Erzähl' ihm von den Männern, aber sag' sonst niemandem was.«

Joachim war der Bruder meiner Mutter. Seit die Eltern ihr Land zusammengeheiratet hatten, wohnte er in einem Zimmer unterm Dach, das er immer abschloß. Vater lobte ihn oft, weil er gut mit den Pferden umging. Onkel Joachim hatte einen schwarzen Ledermantel wie diese Männer.

Ich rannte, bis mir die Seite stach. Ich mußte langsamer laufen, ging sogar ein paar Schritte. Mutters kam mir in den Sinn, wie besorgt hatte sie ausgesehen – ich lief wieder schneller. Die Hand in die Hüfte gekrallt, traf ich auf einen von Vaters Arbeitern. Er schnalzte mit der Zunge. Das Pferd blieb stehen. Er stieg vom Pflug, hängte die Zügel über den Rücken des Tieres und fragte: »Na, Klee- ne, was suchst du hier? Dein Vater ist drüben im Wald.«

Ich rang um Atem. »Wo ist Onkel Joachim?«

»Der ist vor einer Stunde los. Er wollte nach der Kuh mit der Euterentzündung sehen. Vielleicht ist er ins Dorf gefahren, Salbe besorgen. Was gib't denn?«

»Ach, nichts«, log ich. »Mutter meinte, er soll vor dem Essen kommen.« Ich drehte mich um und lief zurück.

»Wann kommt Joachim?« Oma wollte es wissen, als ich durch die Tür trat. Ich schüttelte den Kopf.

»Hast du ihn nicht gefunden?«

Ich nickte und wollte sagen, ich war dem Arbeiter begegnet, als Mutter ins Haus kam. Sie war blaß.

»Ich muß ein paar Sachen packen. Paß' auf die Kinder auf.«

Oma stand gerade, wie immer. Ich hockte keuchend auf dem Schemel, Klara kauerte auf dem Boden.

Über den Hof kam Vater. In Gummistiefeln, die abgewetzten Hosen steckten in den Schäften, wurde er von »Hans« über den Hof zum Auto geführt.

Vater ließ den Kopf hängen. So hatte ich ihn noch nie gesehen.

Mutter stand schon am Auto. Sie drehte sich zum Haus. Vielleicht ahnte sie, daß wir hinter einem der Fernster hockten. Über das Autodach hinweg sah Vater Mutter an. Alle stiegen ein. Türen klappten. Vater und Mutter wurden zum Tor gefahren. Ich rannte auf den Hof, sah, wie das Auto auf den Weg zur Straße einbog. Und dann sah ich nichts mehr vor Tränen. Oma drückte mich an sich. »Es wird alles gut.«

Aber ich glaubte ihr nicht so recht.

Onkel Joachim kam spät. Er war die 20 Kilometer nach Berlin gefahren, um dort in Vaters Auftrag bei der Bank zu prüfen, ob genug Geld für Saat und Löhne auf dem Konto war.

Er setzte sich zu Oma in die Küche. Ich hörte sie leise reden. Dann schnauzte Oma. »Willst du oder kannst du nichts machen? Sie ist doch deine

Schwester! Und denk' an die Kinder. Ein schöner Staat ist das, der einem das Land wegnimmt. Wovon sollen wir denn leben?«

»Du hast gut reden«, hörte ich Onkel Joachim antworten. »Weißt du, wie es den Leuten anderswo geht? In den Städten zum Beispiel? Da gibt es nicht genug für alle. Dort wird auch gearbeitet, da will auch jeder Essen. Es muß was in die Läden.«

Oma war außer sich. »Obst, Gemüse oder Eier sollen die Händler bei uns kaufen, dann können sie es in ihre Läden stellen.«

»Es geht doch um was ganz anderes.«

Oma war noch nicht fertig. »Seit zwei Jahren liegen uns die von der LPG in den Ohren, damit wir unsere Äcker hergeben.«

»Ich weiß, aber euer Land ist nicht mehr *euer Land*. Jetzt gehört es dem Staat und alles, was drauf wächst. Wenn alle teilen, werden alle satt. Das Ganze hat doch auch Vorteile: Herrmann muß nicht mehr jede Maschine kaufen, er geht zur MTS und bekommt sie dort ausgeliehen. Ist denn das so wichtig, ob sie ihm gehört oder nicht? Herrmann verliert nichts, er gewinnt. Warum geht das nicht in seinen Kopf? Und in deinen? Aber, was rede ich? Herrmann fährt nach Berlin, verkauft dort seine Kartoffeln, verdient sich in Westberlin eine goldene Nase. In Ostberlin steht nichts in den Läden. Kein Wunder, daß das mal auffliegen mußte.«

Oma empörte sich. »Das ist unser Geschäft, das

ist unser Leben. Bedeutet dir das denn gar nichts? Ich glaube, er wurde verpiffen?»

»Ich weiß nicht.«

Oma begann wieder. »Es ist unser Land, seit 200 Jahren. Joachim, ich glaube, der neue Staat verlangt zuviel. Kartoffeln verkaufen, das macht unsere Familie zu lange, um es von heute auf morgen aufzugeben. Ich frage mich, warum du unbedingt zu denen gehören willst, denen alles gehört. Dir gehört ein Teil von all dem hier.«

»Mutter, ich glaube daran, daß allen alles gehören kann. Ich sehe die Vorteile. Kannst du sie denn nicht sehen?«

Oma sprach wieder leiser. »Die Dallmanns sind ihr Land losgeworden, auch die Hillwegs. Irgendjemand hat den ollen Dallmann verdroschen, daß er ins Krankenhaus kam. Als er wieder raus war, hat er unterschrieben und alles verloren: Tiere, Scheunen, Äcker – alles. Was hinterläßt er seinem Sohn? Nichts! Jetzt fährt er jeden Tag mit einem Traktor auf Feldern herum, die ihm nicht gehören. Findest du es gut, daß Bauern verkloppt werden, damit sie unterschreiben? Und daß sich Bauern verpfeifen?«

»Jeder Bauer wird sein Land fürs Gemeinwohl hergeben, dafür werden die Genossen kämpfen. Alle sollen satt werden und die Bauern daran nicht reich. Herrmann betrügt die Wirtschaft. Ich weiß, was er mit der Milch gemacht hat.«

»Schnickschnack! Jeden Tag muß er 50 Liter abliefern! 50 Liter – Sollerfüllung! Dafür haben wir

unsere Kühe fast kaputtgequetscht und Geld gab es wenig. Die Arbeiter zu bezahlen, den Hof zu halten, hat Herrmann Wasser unter die Milch gemischt; zwar die geforderten 50 Liter zur Annahmestelle gefahren, aber 20 frei verkauft. Ja, das hat er gemacht. Und damit du es weißt, er hat auch nie angegeben, wie viel Kartoffeln er wirklich geerntet hat. Er hat von allem was abgezweigt und nach Berlin verkauft.«

Ich hörte, wie ein Stuhl umfiel. »Was Herrmann da gemacht hat, steht unter Strafe. Für Wirtschaftsvergehen kann es bis zu zehn Jahre geben. Die LPG kommt, ob ihr wollt oder nicht. Sie läßt sich nicht bescheißen.«

Eine Woche war Mutter fortgewesen, nun drückte sie mich. Es war, wie Oma gesagt hatte, eines Tages wird sie wieder da sein, als wäre nichts gewesen. Es war aber was. Über Mutters rechtem Auge klebte ein Pflaster, am Hals hatte sie blaue Flecke, die Oberlippe war dunkelrot und geschwollen.

Wir saßen in der Küche. Oma goß Kaffee ein, Bohnenkaffee, nicht wie sonst Getreidekaffee. Oma berichtete, daß Karotten, Mangold, und Radieschen gesät und der Kartoffelspeicher aufgeräumt worden war. Schweine, Hühner, Gänse, Enten, Kühe und Pferde wären gesund.

Mutter nickte stumm. Sie fragte nach Klara, die schlief. Sie rührte in ihrem Kaffee, starrte vor sich hin. »Ich war in Berlin. Im Gefängnis.«

Von Oma hatte ich: Ins Gefängnis kommen Leute, die gemordet haben oder geraubt. Besonders nach dem Krieg. Meine Mutter war doch nicht so wie solche Leute.

»In diesem Gefängnis waren nur Frauen. Jeden Morgen mußten immer zehn auf einen schmalen Hof und wurden von Männern verprügelt.«

Ich wollte fragen: Warum?, bekam aber kein Wort raus.

Vielleicht war alles ein Mißverständnis – ein Mißverständnis mit blauen Flecken und Beulen.

»Wo ist Papa? Hast du Papa gesehen?«

Mutter legte ihren Arm um meine Schulter.

»Irm, ich weiß nichts von ihm.«

Sie holte ein Taschentuch aus der Jackentasche und schneuzte sich. »Bis Berlin waren wir zusammen. Als der Wagen hielt, sah ich eine hohe Mauer. Die Männer hießen ihn aussteigen. Andere Männer in Uniform verschwanden mit ihm durch ein großes Tor. Wir müssen auf ihn warten und an ihn denken.«

Mutter erholte sich rasch. Eines Morgens weckte sie mich und sagte: »Zieh' das an.«

Es war noch dunkel. Mutter wedelte mit einem Unterhemd. Sie schien es ernst zu meinen. Ich war müde. »Nun steh' schon auf und zieh dich an.«

Ich staunte über fünfmal Unterwäsche, fünf Paar Strümpfe, vier Kleider, drei Pullover, zwei Mäntel. »Das alles soll ich anziehen?«

Mutter hatte auch Klara geweckt und zog ihr

bereits die dritte Strumpfhose über die Beine. »Ja, das alles. Mach hin, wir haben wenig Zeit.«

Ich hörte, wie Fahrräder über den Hof geschoben wurden. Meins erkannte ich am Klappern des Schutzblechs. Als ich auf den Hof kam, zurrte Mutter auf ihrem Gepäckträger ein Bündel Wäsche fest. Darauf setzte sie Klara. Ich nahm mein Rad. Mutter blinzelte mir zu. »Es geht los.«

»Wohin?«

»Wirst schon sehen.«

Am Bahnhof hob Mutter erst Klara und dann die Wäsche vom Gepäckträger. »Stell' dein Rad dort am Geländer ab«, forderte sie mich auf. Ihre Stimme klang laut in die morgendliche Stille. Sie öffnete eine ihrer beiden Jacken. »Hoffentlich wird es nicht zu warm heute.«

Ich nahm Klara an die Hand, Mutter die Wäsche. Wir setzten uns auf eine Holzbank.

»Wohin fahren wir?«, wollte ich wissen.

»Nach Berlin.«

»Zu Papa?« Ich bohrte weiter.

»Nein, wir fahren zu Tante Hilde und Bettina.« Bettina war meine zwölfjährige Cousine, sie war gut im Rechnen.

Im Waggon saßen Tagelöhner in Latzhosen und fleckigen Jacken.

Mutter öffnete die Knöpfe meines zweiten Mantels. Irgendwann stiegen wir in eine S-Bahn um. Ein Mann räumte seinen Platz, so konnte ich sitzen. Klara kam auf meinen Schoß, das Wäschebündel

lag zu meinen Füßen. Mutter lief der Schweiß von der Stirn, ich hatte nasse Haare, und Klara fühlte sich an, als hätte sie in die Hose gemacht.

Auf einem Bahnhof stiegen Männer in grauen Uniformen zu. Sie kamen bald in unser Abteil, ließen sich Ausweise zeigen, kramten in Taschen.

Gerade wollten sie aussteigen, da kreischte Klara: »Mama, Mama, mir ist so warm. Warum habe ich so viele Sachen an?«

Ich sah zu meiner Mutter. Sie stierte auf den Bahnsteig und umklammerte ein Geländer, daß ihre Knöchel weiß hervortraten. Einige Leute drehten sich zu uns um.

Einer der Uniformierten reckte den Kopf und – stieg aus. Die S-Bahn fuhr an. Und endlich hielt sie bei Tante Hilde und Bettina.

Sie freuten sich und drückten uns mächtig. Sie wohnten in einer Ein-Zimmer-Wohnung zur Miete in einem Etagenhaus auf der Ecke einer staubigen, grauen Straße in Kreuzberg.

Wochen später erklärte mir Bettina, unser Besuch war eine Flucht gewesen. Nun sind wir im Westen, in der Freiheit. Ob ich Oma wiedersehen würde, stand in den Sternen.

Ich weinte um meine Puppe, und mir wurde klar: Nie wieder würde ich über die Felder laufen, nie wieder Hühner füttern oder Eier sammeln. Nie wieder würde ich mit meinem Vater nach Berlin fahren, hinten auf dem Wagen sitzen, ganz oben auf dem Kartoffelberg.

*Hermann Freyer traf seine Familie am 17. Juni 1953 in Westberlin. Revoltierende Bauarbeiter hatten verschiedene Gefängnisse gestürmt und dabei auch seine Zellentür aufgeschlossen. Wie seine Frau mit den Kindern, war er mit der S-Bahn gefahren.*